



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zu den Jugenderinnerungen eines alten Mannes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zu den Jugenderinnerungen eines alten Mannes



Am 27. März 1820 wurde der in Dresden-Neustadt wohnende Porträtmaler Gerhard von Kugelgen, als er abends von seinem Weinberg in Loschwitz in die Stadt zurückkehren wollte, auf der Bautzner Chaussee, der jetzigen Schillerstraße, nahe bei dem Linkischen Bade von einem Raubmörder erschlagen. Nach langem Suchen während der Nacht und am folgenden Tage fand ihn sein siebzehnjähriger Sohn Wilhelm, der nachmalige Verfasser eines vielgelesenen, man kann wohl sagen berühmt gewordenen Buches, der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes,“ der 1867 als herzoglicher Hofmaler in Bernburg gestorben ist. Sein Buch schließt ab mit dem rührend bewegenden Berichte des in allen seinen Nebenumständen tief erschütternden Ereignisses, das die weiteste Teilnahme erregte und in seinem Eindruck auf die Gemüter der Menschen noch lange Zeit nachwirkte. Gerhard, der zweite Sohn, war am Palmsonntag vom Pastor Koller in Lausa eingeseignet worden und sollte am Gründonnerstag mit seinem Vater und Wilhelm dort zum Abendmahl gehn, die Mutter lag krank und hatte ihren Mann an jenem Abend gebeten, nicht mehr nach Loschwitz hinaus zu gehn, sie hatte eine angstvolle Ahnung und war immer gegen den Ankauf des Weinbergs gewesen: „Der Weinberg ist noch mein Tod“; schon in der Nacht, ehe man noch die Leiche gefunden hatte, wußte sie, daß das Schreckliche geschehen war. „Sie trösteten mich, alle nannten meine Angst Krankheit, und — am Grünen Donnerstag begruben sie ihn!“ So schrieb sie an eine Schwester am 18. Juni 1820. Das jetzt nach so langer Zeit von ihren Nachkommen herausgegebene Buch, dem diese Stelle entnommen ist: Marie Helene von Kugelgen geborne Böge von Manteuffel, ein Lebensbild in Briefen (Leipzig, Richard Wöpkle) bildet die Fortsetzung der Lebenserinnerungen ihres Sohnes Wilhelm, ein einzig schönes Buch, das diese an Tiefe und Gehalt wohl noch übertrifft. Schon deswegen, weil dieses ganz nach innen gewandte Seelenleben, das Mutter und Sohn verbindet, der Frau angemessener ist als dem Manne, dann aber, weil in dieser Frau die weichen, passiven Züge mit soviel Klarheit und Kraft gepaart sind, daß sie dem Sohne gegenüber als der stärkere Charakter und der bedeutendere Mensch erscheint.

Diese wundervolle Frau, die 1842 in Ballenstedt, dem Wohnorte ihres Sohnes, starb, hatte einst aus verwöhnten Verhältnissen heraus — ihr Vater war Gutsbesitzer bei Reval — den Porträtmaler Gerhard Kugelgen aus Bacharach am Rhein geheiratet, der nach einem längern Aufenthalt in Rom durch Vermittlung eines livländischen Freundes als Zeichenlehrer in ihr Haus gekommen war. Der alte Baron hatte seinem künftigen Schwiegersohn zwei

Bedingungen gestellt: die Erneuerung des aufgegebenen Familienadels und den Besitz eines Vermögens von 20000 Rubeln, nach dessen Erwerbung durch Bildnismalen in Petersburg die Verbindung 1800 stattfinden konnte. Fünf Jahre später zog das junge Paar aus Rußland, wo Wilhelm geboren war, nach Dresden; fünfzehn Jahre darauf trat die Katastrophe ein. Nun war die zarte, immer kränkeltnde und oftmals schwer erkrankte Frau mit ihren Kindern einem sorgenreichen Leben überlassen. Zwölf Jahre später wurde sie durch einen Schlaganfall fast gelähmt und der Erblindung nahe gebracht. Auch die Kinder waren von zarter Gesundheit. Wilhelm, der spätere „alte Mann,“ wurde Maler, obwohl er nur ein sehr bescheidenes Talent hatte. Den Dresdner Akademieschüler führte eine Reise zu seinen rheinischen Verwandten auch nach Düsseldorf, wo er unter den Schülern von Cornelius ein Leben kennen lernte, „wie es unter Raffael in Rom gewesen sein muß“; 1825 ging er nach Rom, Thorwaldsen lebte noch und nahm sich seiner freundlich an. Nach zwei Jahren war er wieder in Dresden. Lange schon war er in der Stille mit Julie Krummacher verlobt, der Tochter des Parabeldichters, der jetzt vom Rhein als Pastor nach Bremen gekommen war. Dort war 1827 die Hochzeit. Das für den Ehestand nötige materielle Fundament mußte sich der Fünfundzwanzigjährige, wie einst sein Vater, als Porträtmaler in Petersburg schaffen. Im Jahre 1829 kehrte die kleine Familie nach Dresden zurück, siedelte aber bald nach Hermsdorf über, wo Herr von Heinitz, der Besitzer des Gutes, ein geräumiges Quartier zur Verfügung gestellt hatte. Es war doch ein Glück, daß dieses an sich schöne, idyllische Leben bald ein Ende nahm, durch Wilhelms Berufung als herzoglicher Hofmaler mit festem Gehalt nach Ballenstedt (1833), eine Folge früherer, ganz eigentümlicher Beziehungen: Wilhelms jüngerer Bruder Gerhard war als Knabe Spielkamerad des Erbprinzen gewesen, der nun bald nach des alten Herzogs Tode Wilhelms Landesherr wurde und ihn später sogar zum Kammerherrn machte. So war dieser für alle Zeiten bescheiden geborgen. „Keines meiner Kinder darf ja reich sein, dazu hat Gott sie zu lieb,“ hatte die Mutter früher einmal dem Sohne geschrieben. Und später: „Es ist wunderbar, wie Gott bei allen meinen Kindern mein armes Gebet erhört hat; alle sollen sie arm sein, alle im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, aber häuslich glücklich und nur aus seiner Hand jede nötige Hilfe erwartend.“ Gerhard wurde Landwirt, ging nach Esthland und heiratete dort in die Familie der Mutter. Die Tochter Adelheid blieb noch länger bei ihrer Mutter und verheiratete sich später mit Krummachers jüngstem Sohne, der Pastor in Tecklenburg war.

So sind wir mit den Hauptpersonen eines weitzerstreuten, vom Rhein und von Bremen bis nach Rußland verzweigten Familienkreises bekannt gemacht. Sie leben ganz füreinander und bleiben trotz der großen Entfernungen in beständigem Verkehr; alle ihre Reisen sind Familienbesuche, mit Beschwerden erkaufte, von denen sich unser reisendes Zeitalter keine Vorstellungen mehr macht, und der geistige Niederschlag dieser äußern Erlebnisse ist ein ununterbrochener, höchst individueller Briefwechsel, in dessen Mittelpunkt die Mutter steht, von solcher Ausführlichkeit, daß z. B. Wilhelms Briefe an Gerhard

nach Rußland, die dieser sauber abgeschrieben hinterließ, allein drei starke Bände füllten. Bekanntlich zeichnet sich das Leben der Balten in den Ostseeprovinzen durch ein starkes Gefühl für Verwandtschaft und Häuslichkeit aus; diesen Sinn hat offenbar die Mutter in ihre neue Heimat mit herübergebracht, und durch ihre Hand laufen alle Fäden, die ihre Angehörigen untereinander verbinden.

Wilhelm schreibt über sie in ihren letzten Jahren, als sie schon von Dresden zu ihm nach Ballenstedt gezogen war: „Sie hat noch ganz die alte Lebendigkeit des Geistes, die sich leider auf keins ihrer Kinder vererbt hat, da wir alle wie die Träumenden durchs Leben gehn, und besonders ich erst werde totgeschlagen werden müssen, ehe ich zu vollständigem Erwachen gelange. Ja sogar die angeheirateten Kinder sind von dieser mondsüchtigen Art.“ Ihre geistige Überlegenheit über alle die andern und ihr bei aller Gemütswärme klarer Verstand geben sich durch das ganze Buch kund. Sie schreibt dem Sohne zu seinem Geburtstag nach Rom 1825: „Als man dich heute vor dreißig Jahren mir in die Arme legte, da glaubte ich nicht zu erleben, was ich erlebt habe, meine Kinder erwachsen zu sehen, ohne von ihnen betrübt worden zu sein, und so hoffe ich denn auf Gottes fernere Gnade, dieser Schmerz soll mir ewig fern bleiben, und Freude an meinen Kindern mein jetzt so schnell eintretendes Alter erhellen und verklären.“ Gleich darauf hatte Vater Krummacher seinen Segen zu Juliens Verlobung gegeben, und nun schreibt die Mutter dem inzwischen in Rom erkrankten: „Mir ist es, als stünde des Herrn Engel selbst da mit dem Schwert und triebe dich aus jenem Lande, das so viele ein Paradies nennen — ich aber habe es nie so genannt!“ Wilhelm, der im Gefühl seines Glücks seiner Braut und dem Schwiegervater höchst exaltiert nach Bremen geschrieben hat, verständigt darüber seine Mutter: „Julie, das gute Kind, habe ich nicht zum Ehestand eingeladen als zu einer Freude, sondern als zu einer beschwerlichen Pilgerreise, die sie mit mir teilen, als zu einem beständigen Tode, den sie mit mir sterben soll — jedoch mit andern Worten.“ „Werden Sie nur nicht irre an dem armen kranken Jungen, wenn er seine Geliebte zu einem gemeinsamen Sterben einladet; ich empfinde, wie er es meint,“ erklärt dazu die Mutter an Krummacher. Und dem Sohne schreibt sie: „Mein Tagewerk bei dir ist vollendet von dem Tage an, da ich deine Hand in Juliens legen werde. Sie wird dann deine Freundin, deine Gattin, ja deine verpflegende Mutter sein, wie auch abwechselnd dein dir gehorchendes Kind, nie deine Magd, deine Sklavin. Ich aber verliere darum als Mutter nichts, und du bleibst mein Sohn, mein lieber gewünschter Sohn.“ Dagegen will der aufgeregte Sohn noch zehn Jahre später einem Neugeborenen in der Taufe unter andern den Namen Hiob beigelegt wissen, weil es ihm, dem Vater, vorher nicht sehr behaglich zu Mute gewesen ist — „zum Andenken an meine gegenwärtige Lage“ —, das Lächerliche dabei solle sie alle erquickten, sowie die ernste Bedeutung auch, den festlichen Tag aber bringt er ganz still hin, „um im Geiste alle seine Kinder dem Herrn zu schlachten, soweit man dies kann und vermag.“

Jede Seite des Buchs sagt dem Leser, daß er hier in einem tief religiös

gestimmten Kreise steht, unter aufrichtig frommen Menschen, die ihr ganzes Leben als eine Vorbereitung auf den Himmel ansehen, sie nehmen ihre Entschlüsse aus Gottes Hand, lösen Bibelstellen zur Entscheidung über Fragen des täglichen Lebens und wissen sich mit sämtlichen Personen ihres weitausgedehnten Umgangs, so verschieden diese sein mögen, eins in der Beziehung alles Irdischen auf die Ewigkeit. Frau von Kugelgen schreibt über die Einsegnung ihres Sohnes Gerhard in Laußa, der sie selbst ihrer Krankheit wegen hatte fernbleiben müssen, an jenem Palmsonntag, der der Ermordung ihres Mannes vorherging: „Ach, sagte mein Mann, als er am Montag vor meinem Bette saß, so werde ich es im Himmel wiederfinden, wie wir gestern nachmittag alle in Pastor Kollers Stube Kaffee tranken und Pfeifchen dazu rauchten: der Fürst Reuß, der regierende Graf Stolberg, Minister Graf von Einsiedel mit ihren Gemahlinnen, dazu der alte fromme Schulmeister und die Gutsherrschaft (Heinzens auf Hermsdorf, das nach Laußa eingepfarrt war), auch Graf und Gräfin Dohna (aus Herrnhut); in der Unterstube sangen die Kinder, die unsfern, die gräßlichen und die Bauernkinder gemeinschaftlich Choräle, so schön, daß es beinahe nicht auszuhalten war, ja so finde ichs im Himmel wieder! Fürsten, Grafen, Minister, Schulmeister, Künstler und Prediger, alle in einem Geiste versammelt, und dazu der Gesang der seligen Engel!“ Ein höchst origineller Mann ist der alte Koller. Ein Werk vom lieben Gott, nennt ihn Wilhelm, ganz gegen die gewöhnliche Art aufzufassen und zu fühlen, Prachtausgabe in groß Menschenquart. Viel später, 1840, hat er ihn noch einmal von Ballenstedt aus aufgesucht, und er schreibt darüber: „Koller unverändert, wie wir ihn immer gekannt haben, zu gleicher Zeit unbeschreiblich liebenswürdig und ganz unausstehlich, voll Geist und voll Torheit.“ Nun denke man sich ihn im Verkehr mit Pastor Krummacher aus Bremen, wenn dieser in Dresden zu Besuch war, und mit den vielen andern, die in Frau von Kugelgens gastlichem Hause einkehrten. Einmal kommt auch Tholuck mit seinem nachmaligen Schwiegersohn, dem Kandidaten Müller, auf der Durchreise von England. „Sie haben bei eifrigen Anhängern der Hochkirche, bei Methodisten, Quäkern und, was weiß ich, bei was für Leuten längere Zeit im Hause gewohnt und waren voll Lobens und Dankens, wie bei allen diesen verschiedenen Lichtbrechungen des Evangeliums der Geist des Christentums sich so kräftig erwiesen habe. Merkwürdig, wie sie alle das Rechte hatten und sich doch dabei gegenseitig bedauerten, auf Holzwegen zu sein.“ Seit 1832 gehörte zu den Freunden des Hauses auch ein aus Breslau vertriebener Altlutheraner, der Theologieprofessor Scheibel, der nun in Dresden pastorierte, und über dessen Missionsstunden Adelsheid ihrem Bruder schreibt: „Ich sage Dir, einen Blick in den offenen Himmel tun, und diese Stunden ist eins.“ Von einer andern Seite beleuchtet ihn eine köstliche Schilderung des alten Pastors Koller in einem Briefe an Wilhelm: „Es ist schade, daß der liebe gelehrte Mann sich so sehr vor den Hunden fürchtet und laut schreit. Nach Laußa muß ihn immer jemand begleiten. Auch wenn die Hunde angebunden sind wie mein Karo, so ergreift er doch noch das kleinste Schulkind, das ihm vorbeihelfen muß. Nicht tun, angebunden sein! O ja, o ja, komm, mein Töchterchen, nur bis an die Haustür! Der gemeine Mann

hält ihn für mentecapt, lezthin sagte einer: Der Mann schreibt viel, aber sie lassen ihn schreiben, weil er hier nicht recht ist. Da sich der sonderbare, heftige Mann jedoch redlich vor Gott demütigt und die Frau Professorin ebenfalls eine liebe Frau zu nennen ist, so kann es einem recht wohl bei ihnen sein.“ Man sieht, daß es in diesem ernstern Kreise keineswegs an Humor fehlt. Noch heller aber leuchtet die sonnige Heiterkeit des Gemüths, die sich Frau von Kügelgen unter den Leiden ihres Körpers bewahrt hat, und der Wärme ihres Gefühls steht wie kontrollierend die feine Klugheit zur Seite. Von Wilhelms Malerei ist nicht sehr viel und meistens nur wie von einer Berufssache die Rede, die Mutter scheint ihren Lieblingssohn nicht überschätzt zu haben. Sie leitet ihn in den Jahren der Ausbildung mit verständigen Ratschlägen, und später sucht sie den nur allzuoft Niedergeschlagenen aufzurichten und zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Einmal schreibt sie ihm nach Ballenstedt, vor seinem Altar-bilde in Hermsdorf habe neulich eine ganze Gesellschaft gestanden, deren Augen in Tränen schwammen, und die kein Wort zu sprechen vermochten. Auch sonst beurteilt sie ihn richtig, sie kennt seine Nachgiebigkeit und freut und wundert sich beinahe, daß er einem seiner Kinder gegenüber auch einmal fest und streng sein kann. Bei seiner weichen, eindrucksfähigen Natur nimmt sein religiöses Seelenleben eigentümliche Richtungen. Schon als Knabe empfängt er im Anblick der Natur pantheistische Eindrücke, als Achtzehnjähriger verbringt er eine ganze unbequeme Winternacht auf der Treppe des Elternhauses in einem visionären Zustande überirdischer Entrückung. Er hat Gebetserhörungen, weiß, daß sein todkrankes Kind gerettet werden wird, daß die drohende Cholera, auf die sich alle vorbereiten, an Hermsdorf vorübergehn wird, sieht Widerwärtigkeiten andrer Art fest entgegen, weil er die innere Versicherung hat, daß sie sich ausgleichen werden, ohne noch zu wissen, wie. Ernste Menschen werden das nicht ohne Bewegung lesen, den andern wird es wenigstens merkwürdig sein, vielleicht sogar interessant mit einem Stich ins Moderne, da doch heute der Spiritismus in Blüte steht und alle Welt dem Traumdichter Maeterlinck nachläuft. Die altmodische Frömmigkeit wirklicher Menschen, die sich aufrichtig mit ihrem Gott unterhalten, müßte, meinen wir, in unsrer Zeit eine gesunde Erquickung sein, und wir sind überzeugt, das herrliche Buch wird seinen Weg in die Familien finden, die seiner wert sind. Wir teilen noch einige Proben seines nicht rein erbaulichen Inhalts mit.

Mit Rücksicht auf eine seiner Töchter, die er zu der Mutter ins Haus gegeben hat, bemerkt Wilhelm einmal in einem Briefe an diese, Blödigkeit sei immer ein Mangel an Unbefangenheit und könne manchmal aus einem ungewöhnlichen Grade von Selbstbewußtsein hervorgehn. Es sei ein beständiges im Auge halten seiner selbst und ein unwillkürliches Reflektieren der Seele: Was wird dies oder das, was ich sage oder tue, auf andre für einen Eindruck machen? Es ist im Grunde genommen ein Mangel an Demut höherer Art, den man nicht bloß durch äußere Erziehung, sondern innerlich überwinden müsse durch Bekämpfung der Reflexion. Um die Zeit, als er seine Tochter in die Gesellschaft einführen zu müssen glaubt, bemerkt er, es könne ja in den sogenannten Weltfreunden manche Versuchung liegen, namentlich zur Eitelkeit, sie

brächten aber auch manche Demütigung mit sich, und das Absondern führe leicht zum geistlichen Hochmut und weiter, durch das Empfinden der Absonderung, zu verdrießlicher Laune. „Die Sünde lauert eben überall. Besser etwas Leichtfertigkeit und Eitelkeit als geistlicher Hochmut, vor dem sie Gott bewahren wolle; böse Pilze sind wir doch, wir mögen tanzen oder ins Schwesterhaus ziehn.“ Als die Mutter längst nicht mehr in Dresden wohnt, sucht er einmal auf der Durchreise von Bremen seine Geburtsstadt, eine Anzahl alter Freunde und namentlich die Erinnerungsstätten seiner Kinderzeit bis in die Loschwitzer Berge hinein auf. Alles spricht ihn freundlich und bekannt an, und auf Augenblicke fühlt er sich wie im Himmel, doch auch wehmütig ernst und traurig bis zu Tränen. „Aber es litt mich nicht lange, die abgeschlossene Zeit stand vor dem Paradiese der Jugendwelt wie der Cherub, abweisend. Zurück können wir nicht leben, darum wollen wir vorwärts leben, durch dick und dünn, mit Gott, der uns führt. Wer hinter sich blickt auf der wunderbaren Wegfahrt, dem erscheint nicht der köstliche Talisman, den er sucht, sich sehnen nach dem Un-erreichbaren ist der Zustand des Narren, und so wischte ich mir über die Augen, machte, daß ich fortkam, und bin nicht wieder zurückgegangen nach jener Gegend, wo wir drei zersprengten Geschwister erstarkten, fühlen und glauben lernten.“ Eigentümlich ist, daß so ein noch nicht Vierzigjähriger spricht, in dem sich also die Erinnerungen, die sich gemeiniglich erst in einem viel spätern Alter zur Audienz anzumelden pflegen, schon zu Kontemplationen verdichtet haben.

Selbstverständlich findet sich in einem guten biographischen Buche auch sehr viel für die Kultur der Zeit interessantes, z. B. die unbeschreibliche Umständlichkeit des Reisens, und nun vollends eines Umzugs nach einem andern Orte. Der Hofmaler des Herzogs muß in Ballenstedt 1833 mit drei kleinen Kindern monatelang im Gasthof zubringen und findet auch dann noch keine passende Familienwohnung. In dem strengen Winter 1836/37 ist in der Stadt kein Holz mehr zu kaufen, und aus dem Walde, wo der Schnee mannshoch liegt, keins zu beschaffen, sodaß wohlhabende Leute in ungeheizten Zimmern leben müssen und sich nicht einmal eine warme Suppe kochen können. Alles ist mühevoller, und doch haben die Menschen mehr Zeit als jetzt. Höchst amüßant sind die Beschreibungen des Lebens an dem kleinen Hofe mit seinen sehr ernst genommenen Festlichkeiten, z. B. den heute ganz ausgestorbenen Schlittenpartien, die den Zuschauern beinahe ebenso viel Vergnügen machten wie den Glücklichen, die zur Teilnahme befohlen waren.

Die meisten Menschen und auch einen Teil der Orte, von denen in diesem Briefwechsel die Rede ist, lernt man in den über hundert Abbildungen eines zweiten Buches kennen, das in demselben Verlage über den Vater von einem Enkel erschienen ist: Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler von Constantin von Kügelgen. Wäre es nicht unbescheiden und undankbar, so möchte man wünschen, der Verfasser hätte den Nebenzweck, damit zugleich ein Bilderbuch zu den „Jugenderinnerungen“ zu liefern, buchstäblich erfüllt, oder er hätte dieses Lebensbild der Marie Helene mit seinen Bildern geschmückt. Denn eine kunstkritische Behandlung, die ihm die Hauptsache war, verträgt — gerade wenn sie wie hier zur Hauptsache gemacht wird — Gerhard

von Kugelgen heute entschieden nicht mehr. Es war das gute Recht seiner Zeit, ihn als Porträtmaler zu schätzen, namentlich wenn man an seine Miniaturen denkt, und wir hören, daß er während seines Petersburger Aufenthalts den Kaiser Alexander fünfundsünfzigmal in Miniatur malen mußte, wofür er jedesmal zweihundert Rubel bekam. Der Verfasser aber stellt ihn im Bildnis hoch über seine Zeitgenossen, mit Einschränkung sogar über Anton Graff (S. 92), und von der spielenden klassizistischen Mythologiemalerei, die nur konventionell dem Stil ihrer Zeit folgt und in einzelnen sauber polierten Figürchen allerhöchstens die Höhe eines Adriaan van der Werff erreicht, spricht er mit einem Ernst und in Ausdrücken (Geist der Antike, Renaissance, Meisterkranz, Meisterjahre usw., wozu auch die ganze feierliche Periodeneinteilung gehört), die man im Interesse einer guten Sache nur bedauern kann. Die Teilnahme des lesenden Publikums für die „Jugenderinnerungen“ hat nicht dem Maler Gerhard von Kugelgen gegolten, sondern dem Menschen, darauf allein beruht der ungewöhnliche Erfolg des vielgelesenen Buchs, und die wenigsten von denen, die es kennen, haben auch nur ein einziges Bild des Malers gesehen oder eins zu sehen verlangt. Im Gegenteil! Die „Jugend von heute“ will das einst so beliebt gewesene Buch, wenn man es ihr empfiehlt, schon gar nicht mehr lesen, weil es von einem ihrer Meinung nach viel zu untergeordneten Künstler handelt. Wir wissen, daß das so ist, und wir meinen, es liegt auf der Hand: wer hier die Maßstäbe durcheinander wirft, der muß mit seinen kunstkritischen Fehlgriffen seinen wohlgemeinten Absichten entgegenwirken! Persönlich hat uns noch eine Außerlichkeit — nun ja, wir sind doch auch Mensch von Fleisch und Blut — verstimmt, dürfen wir also wohl sagen. Während an dem herrlichen Lebensbilde der Marie Helene alles so echt und schlicht ist, daß es als Motto die Worte tragen könnte: Euer Wandel ist im Himmel, hat die Künstlerbiographie ihres Gemahls, auf deren Umschlag der Verfasser das neubackne Wappen derer von Kugelgen in Buntdruck hat setzen lassen, beinahe etwas herausforderndes, von der Art, die das Gegenteil des gewünschten Eindrucks bewirkt: Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist!



Shakespeares Falstaff

vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet

Von August Müller in München-Gladbach

(Schluß)



überschauen wir das ganze Drama, so bemerken wir, daß die Figur Falstaffs eine Entwicklung durchmacht. Überwiegend komische Wirkung hat Falstaffs Auftreten fast nur im ersten Teil, und auch dort nimmt sie mit dem Fortschritt der Handlung immer mehr ab. In demselben Maße aber, wie die Komik abnimmt, tritt die Gemeinheit des Falstaffschen Charakters immer unverhüllter zu Tage. Dabei aber vermindert sich nicht der Raum, den Falstaff